

Weltweites Christentum

Autor(en): **Richter, D. Julius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weltweites Christentum.

Jerusalem und Williamstown.

Zwei grosse Missionskonferenzen haben in den beiden letzten Jahren die entscheidenden Fragen der Weltmission aufgerollt und mit ihnen gerungen: Jerusalem vom 24. März bis 28. April 1928 und Williamstown vom 11. bis 21. Juli 1929. Zur allgemeinen Orientierung über die Weltlage der Mission ist kaum etwas so geeignet, als eine Übersicht über diese Verhandlungen.

Die Konferenz hatte Jerusalem zu ihrem Tagungsorte ausgewählt. Da Vertreter aller Erdteile und Rassen eingeladen waren, die aus Nord-, Mittel- und Südamerika, aus vielen Ländern Europas, aus Vorder- und Fernasien, aus Britisch- und Niederländisch-Indien, aus allen Teilen Afrikas, ja aus Australien, Neuseeland und den Inseln der Südsee kamen, war immerhin Jerusalem am zentralsten und nahe der grössten Verkehrsstrasse der Welt, dem Suezkanal, gelegen. Es trug sehr zur Weihe unserer Verhandlungen bei, dass wir vor den Toren von Jerusalem auf dem Ölberg tagten und dass die Konferenz in die Leidenswoche fiel. Die Weihe und die stille Sammlung dieser Tage, die stete Erinnerung an die Ereignisse der Leidenswoche in der stets vor unseren Augen liegenden Stadt waren gleichsam der geistige Hintergrund unserer Beratungen. Wie das bei derartigen internationalen Missionsversammlungen guter Brauch ist, wurde das Gebetsleben eifrig gepflegt. Und dass im allgemeinen jedermann in seiner Muttersprache betete, hinderte zwar bisweilen das Verständnis, verlieh aber doch auch diesen Weihestunden eine gesteigerte Wirklichkeit. Bei einer so bunt aus allen Ländern, Völkern und Sprachen zusammengesetzten Konferenz, in welcher naturgemäss die verschiedensten Anschauungen vertreten waren, erforderte es ein besonderes Mass von Umsicht, wenn sie nicht in einen Sprechsaal ausarten sollte, in dem alle aneinander vorbeiredeten. Die Verhandlungen waren vorbereitet durch etwa 25 Abhandlungen im Umfang bis zu 100 und mehr Seiten, welche den Delegierten teils Wochen

vorher, teils zu Anfang der Konferenz gedruckt ausgehändigt waren. Dazu kam eine ausführliche Doppelkonferenznummer der *International Review of Missions*. In verschiedenen Ländern hatte man sich den Winter hindurch in geschlossenen grösseren und kleineren Kreisen mit den zur Verhandlung stehenden Fragen beschäftigt.

Die Williamstowner Konferenz tagte in bescheidenerem Rahmen; es war nur der Arbeitsausschuss des Internationalen Missionsrates, 37 Delegierte von den Hauptländern der Erde. Der Ort, eine der typischen, schönen Kollegstädte von Nordamerika, ist dadurch bekannt, dass hier im Jahre 1806 die Geburtsstunde der Mission in den Vereinigten Staaten schlug; ein schlichtes Denkmal in einem Hain legt Zeugnis davon ab. Diesmal handelte es sich darum, die grossen Anregungen von Jerusalem weiterzuführen und in die Praxis umzusetzen.

Vier Hauptgegenstände standen im Mittelpunkt der Beratungen: die Botschaft oder, wie es genauer ausgedrückt wurde, „das christliche Leben und die Botschaft im Verhältnis zu den nichtchristlichen Systemen“. Dieser Gegenstand beschäftigte uns deutsche Delegierte am meisten. Bei dem Wirrwarr von Katholizismus und Protestantismus, zumal wenn nun auch die griechisch orthodoxen Kirchen mehr als bisher in die Missionsarbeit eintreten, — bei der Zerrissenheit des Protestantismus in mehr als 200 Kirchen und Sekten und obendrein bei der theologischen Zerspaltung, die, verschieden gelagert und orientiert, ebenso Deutschland wie Grossbritannien und Nordamerika in verschiedene Richtungen zertrennt, kann man es den Nichtchristen in den asiatischen Kulturländern kaum verdenken, wenn sie uns spöttisch fragen: „Welcher der zahllosen christlichen Kirchen sollen wir uns eigentlich anschliessen?“ Die Christenheit gleicht einem der orientalischen Bazare, wo jeder der Hunderte von Läden gleicher Art ein Schild trägt: „Nur bei uns gibt es echte Ware!“ Und wenn sie von der Bücherflut über das „Wesen des Christentums“ hören, die Harnacks Schrift entfesselt hat, so bemerken sie achselzuckend: „Wir können warten, bis ihr Christen euch über das Wesen des Christentums geeinigt habt!“ Nun machte uns mancherlei etwas nervös: Einmal schien uns in Nordamerika durch den unseligen Streit von Fundamentalisten und Modernisten die klare Auffassung über das Wesentliche und Entscheidende im Christen-

tum in bedenklichen Masse verloren gegangen zu sein. Der mit dem Social Gospel Hand in Hand gehende frische Aktivismus löste das Christentum auf in die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft der Menschen, wobei beides im Nebel unklaren Denkens unterzugehen schien. Die japanischen, chinesischen und indischen Christen nahmen bestimmt für sich das Recht in Anspruch, auch für die entscheidendsten Punkte des Christentums neue Auffassungen und Formulierungen zu finden, dem „okzidentalischen“ Christus einen „orientalischen“ gegenüberzustellen und sich zu diesem Behufe von allen überlieferten Glaubensbekenntnissen der Kirchen zu emanzipieren. Durch die christliche und nichtchristliche Literatur Indiens, Chinas und Japans schien uns ein starker synkretistischer Zug hindurchzugehen. Wir hörten Stimmen wie die: Man sei bereit, Jesus als eine grosse Avatare neben Krishna und Ram einzureihen; die Bhagavadgita oder die chinesischen Klassiker sollten in Asien die Stelle des Alten Testaments als Unterbau des Christentums vertreten u. dgl. Obendrein schienen uns die meisten Abhandlungen, welche diesen Fragenkomplex der Jerusalem-Tagung vorbereiten sollten, nach dem gleichen Schema gearbeitet, und dies Schema war uns bedenklich: Man fragte nach den „geistlichen Werten“ (spiritual values) der asiatischen Religionssysteme und stellte diesen dann die überlegenen „geistlichen Werte“ des Christentums gegenüber. Charakteristisch war besonders das sonst ausgezeichnete Heft von Canon Gairdner und Dr. Eddy: Da waren im ersten Teil sieben religiöse Hauptwerte des Islam und sechs Nebenprodukte aufgeführt; ihnen werden im zweiten Teil sieben höhere Hauptwerte des Christentums und fünf Nebenprodukte gegenübergestellt. Wir sagten uns, dass eine solche Methode des Vergleichs vielleicht einen Wert für akademische Vorlesungen haben könne, dass sie aber für die missionarische Auseinandersetzung gänzlich ungeeignet sei, schon weil für die Abschätzung der Werte ein gemeinsam anerkannter Massstab schwerlich gefunden werde.

Wir gingen mit ziemlicher Spannung in diese Verhandlung. Gleich die Einführung am Tage der Eröffnung liess die mannigfaltigsten Gesichtspunkte hervortreten. Die Amerikaner betonten mit rücksichtsloser Schärfe, in welchem Masse die Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises durch die rein säkulare Zivilisation der Moderne dem Christentum entfremdet seien:

„Wir Amerikaner verschrieben uns dem Militarismus und dem Gott des Materialismus, und wir geben uns der Jagd nach dem Mammon hin. Wir sollen keine Nachsicht mit dem Heidentum haben, in welcher Form wir ihm auch begegnen“ (Bischof Mc Connell). „Unsere ältere Generation ist motor-toll, radio-verrückt, tobend im Jazz und wollüstig; die jüngere Generation wird auf der gleichen Strasse nur schneller und weiter gehen“ (Dr. Weigle). Es war ein Verdienst zweier Aufsätze von Rufus Jones, dass auf die ungeneure Gefahr der modernen naturwissenschaftlich-technisch-materialistischen Kultur als des gefährlichsten Konkurrenten für die Weltmission des Christentums hingewiesen wurde. Der geistvolle holländische Missionar Dr. Krämer in Java führte aus: Das Christentum komme zu den Heiden und Mohammedanern in den schwerfälligen Hüllen seiner Dogmen und seiner kirchlichen Formen. Man müsse es erst von diesem unverständlichen Ballast befreien, bis es zum Herzen der Nichtchristen reden könne. Der dunkelbraune südindische Advokat Chenchiah (sp. Tschentschai) wies darauf hin, dass das Christentum in einen olympischen Wettlauf mit den besten Weltreligionen eingetreten sei. Der Chinese Cheng Chinyi führte aus, noch nie sei das Christentum einem solchen Fegfeuer der Kritik ausgesetzt gewesen wie in den letzten Jahren seitens des religionsfeindlichen Jungchina. Um so wichtiger sei es, dass die Christen ihrer Sache ganz gewiss seien.

Wir können nicht auf die langwierigen und zum Teil dramatisch bewegten Verhandlungen in der Kommission und im Plenum eingehen. Es genüge, zu sagen, dass die Vollversammlung schliesslich mit grosser Begeisterung einstimmig eine Denkschrift annahm, die man in der Tat als ein klärendes Wort ansehen kann. Der gesamte Mission treibende Protestantismus stellt sich entschlossen auf den Boden der Lausanner Botschaft.

„In der ganzen Welt herrscht Unsicherheit und Unbeständigkeit. Alte Religionen wandeln sich; in vielen Ländern ändern Auflösung, wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung die Gedankenrichtung. Institutionen, die seit uralten Zeiten als unwandelbar verehrt wurden, werden beseitigt oder in Frage gestellt. Anerkannte Massstäbe der Sittlichkeit werden scharf kritisiert. Sogenannte christliche Länder fühlen die Spannung so gut wie Asien und Afrika. Überall begegnet der Zweifel, ob es absolute Wahrheit und feste sittliche Massstäbe gebe.

Ein neuer Relativismus begehrt die Herrschaft. — Daneben geht unsägliches Leiden und Pein; es kommt zum Ausdruck teils in einer Verzweiflung an allen höheren Werten, teils in einem tragisch ernsten Ringen um den Sinn des Lebens, in den Geburtswehen des Nationalismus, in gesteigertem Rassegefühl und der Empfindung für Klassenunterdrückung. — Neben weitverbreiteter Gleichgültigkeit und einem Untergehen in materiellen Interessen finden wir doch auch bald in edlen Formen, bald in Übermass und Willkür unter der Jugend aller Völker ein grosses Sehnen nach einer vollen und ungehemmten Ausprägung der Persönlichkeit, nach geistlicher Führerschaft und Autorität, nach Wahrhaftigkeit in der Religion, nach sozialer Gerechtigkeit, nach menschlicher Bruderschaft, nach internationalem Frieden. — In dieser verworrenen Welt, die ihren Weg tastet, hat Jesus Christus die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Welt auf sich gezogen wie nie zuvor. Er steht vor der Menschheit offenkundig grösser als die westliche Zivilisation, grösser als das Christentum, das die Welt bisher gekannt hat. Viele fühlen sich von der Kirche nicht angezogen, aber in Christus finden sie ihren Helden und ihr Ideal. In Christus suchen die geteilten Kirchen eine neue Einheit.

„Auf diesem Hintergrunde haben wir unsere Botschaft zu verkünden. Ihr Inhalt ist Jesus Christus, die Offenbarung Gottes und des Menschen. In ihm schauen wir der letzten Wirklichkeit des Weltalls ins Angesicht. Er tut uns Gott als den Vater kund, unendlich in Liebe und Gerechtigkeit. In ihm finden wir Gott im Fleisch, die abschliessende, aber sich immer weiter erschliessende Offenbarung Gottes, in dem wir leben, weben und sind . . .“ Man sieht, die christozentrische Botschaft soll mit allem Nachdruck, der überhaupt zu Gebote steht, herausgearbeitet werden. Hier zum ersten Male kam in vollen Akkorden der Grundton der Jerusalemer Verhandlungen zum Ausdruck: Jesus Christus ist der Pol, an dem sich alles Denken und Handeln seiner Jünger, seiner Kirche orientiert. Jesu Christo seine einzigartige, zentrale Stellung in der ganzen Ökonomie der Weltmission zu geben, war höchstes Anliegen der Konferenz, und zwar nicht irgendeinem abgeblassten modernisierten Jesusbilde, sondern dem historischen Jesus, an den die Apostel und die alte Kirche geglaubt haben als ihren Heiland und Erlöser.

Im Lichte dieser Botschaft wünschte man nun auch das Missionsmotiv neu und deutlich herauszustellen. Man lehnte es schroff ab, dass die Kolonialregierungen oder der Welthandel die Mission offen oder geheim für ihre irdischen Zwecke missbrauchen. „Unsere Botschaft steht ihrem Wesen nach und nach ihrem erklärten Grundsatz der Heiligkeit der Persönlichkeit wider jede Ausbeutung der Menschen durch Menschen; wir protestieren deshalb gegen jeden Missbrauch der Mission zur wirtschaftlichen, politischen oder sozialen Knechtung eines Volkes.“ Wir stehen nicht im Dienst irgendeines Imperialismus. Wir wollen auch nicht die kirchlichen Überlieferungen unserer eigenen oder irgendeiner andern Kirche hinaustragen. Wir wollen nicht herrschen weder über den individuellen noch über den kollektiven Glauben der andern. Was uns treibt, ist die Liebe Gottes, der in Christo der Welt das Leben in Fülle gegeben hat. Dies Leben, das Seele und Gewissen, Familie und Gesellschaft mit göttlichen Kräften wiedergebiert, wollen wir mit denen teilen, die es noch nicht kennen und haben. Wir glauben an eine auf Christus angelegte Welt. Diese neue Welt zu ihrer vollen Ausgestaltung zu bringen, damit sein Geist darin herrsche, ist unser höchstes Ziel.

Schon in Jerusalem und noch stärker in Williamstown wurde uns eine andere Seite dieses Fragenkomplexes auf das Herz und Gewissen gelegt, der Säkularismus. Dr. Oldham und Professor Rufus Jones führten mündlich und schriftlich mit erschütternder Beredsamkeit aus, dass die Mission heute nicht mehr nur die eine Front der nichtchristlichen Religionen vor sich hat, sondern in einen Zweifrontenkrieg verwickelt ist. Bisher konnte sie sich, wenn auch mit etwelchen Vorbehalten, als Exponent der „christlichen“ Kultur der Herrenvölker der Erde fühlen und zu den Nichtchristen mit der Botschaft kommen: „Nehmt das Christentum an; es ist die Grundlage unserer Kultur und unserer Macht; in seinem Besitz werdet ihr ebenso reich und stark werden wie wir.“ Das Bild hat sich geändert. Der Weltkrieg hat eine schreckliche Ernüchterung über diese abendländische Kultur mit ihrer glänzenden Aussenseite und ihrem Abgrund von Lüge, Hass und Zerfleischung gebracht. Parallel mit der Mission des Christentums zieht in die Welt hinaus eine Mission unserer technisch-wirtschaftlich-wissenschaftlichen Kultur in mancherlei Formen und Abstufungen der Botschaft:

„Wir sind die Vertreter der modernen Wissenschaft; nur unsere Ergebnisse stehen fest: ‚Glauben‘ in aller und jeder Form, auch in der christlichen, gehört einem überwundenen Zeitalter an. Wir stellen die Kräfte der Natur in den Dienst der Menschen. Was ihr braucht, ist unsere Wissenschaft und Technik. Religion, wenn ihr dafür noch Bedarf habt, habt ihr ja selbst im Überfluss hervorgebracht“ — bis hin zu dem Sowjetkommunismus mit seiner wütenden Feindschaft gegen jede Religion und besonders gegen das Christentum. Diese Mission des Säkularismus überschwemmt wie eine steigende Flut die nichtchristliche Welt. Es ist eine überaus ernste Frage, wie die Mission diesen Kampf gegen die nichtchristlichen Religionen und den Säkularismus zugleich durchführen soll. Sie erinnert ihre Freundeskreise daran, dass dieser Kampf im Grunde der gleiche ist, der auch den Heimatkirchen obliegt. Moderne Wissenschaft, Weltgesinnung und Weltgeist stehen den Grundtönen der Botschaft des Christentums — der allmächtige Gott, der Sohn Gottes, Sünde, Gnade, Erlösung, Auferstehung, Himmel und Hölle — verständnislos oder ablehnend gegenüber. Das Kirchenvolk ist in der Gefahr, als ein rückständiger, reaktionärer Rest deutschen Kulturlebens, als „Paganismus“, von der siegreich vorwärtsstürmenden modernen Kultur beiseite geschoben zu werden; das moderne Leben flutet draussen an den Kirchentüren vorbei und will nichts mehr wissen von der Gottesbotschaft der Bibel. Kirche und Christentum müssen auch daheim den Kampf neu und mit siegreichen Waffen aufnehmen. Diese Aufgabe als eine weltweite und für die geistige Zukunft der Menschheit entscheidende stand bei unseren Beratungen in Williamstown durchaus im Mittelpunkt, sie führte uns tief in die Busse und Beugung vor Gott angesichts unserer Unzulänglichkeit, sie hiess uns nach allen Seiten Ausschau halten nach Mitarbeitern an dieser weltweiten Aufgabe, die nicht mit Dollarmillionen, sondern mit geistigen Waffen in Angriff genommen werden muss.

Der zweitwichtigste Verhandlungsgegenstand war das Verhältnis der jungen auf den Missionsfeldern entstehenden Kirchen zu der sendenden Christenheit. Auch damit hatte man sich allseitig beschäftigt. Die chinesische Delegation legte ein umfassendes Schriftstück vor, das ihren Standpunkt mit grosser Klarheit und Energie vertrat. Der Konferenzausschuss hatte

eine umfangreiche Denkschrift über „Ideale und Methoden der Entwicklung der jüngeren Kirchen“ vorbereitet, die in ihren Anhängen 20 angenommene oder vorgeschlagene Kirchenverfassungen mitteilte. Die Verhandlung war deswegen nicht leicht, weil hier Lebensinteressen der alten und jungen Kirchen in Konflikt miteinander gerieten und die verschiedenen Kirchengruppen zu verschiedenen Lösungsversuchen neigten. Auf der einen Seite bilden die bisher gewonnenen Kirchen im günstigen Falle nur 1 Prozent, oft nur 1 Promille der nichtchristlichen Bevölkerung; das Missionsinteresse ist auf die ungeheuren nichtchristlichen Massen gerichtet und beansprucht für ihre Inangriffnahme Bewegungsfreiheit. Man war so vorsichtig, den an sich schon reichlich schwierigen Fragenkomplex des Verhältnisses der alten und jungen Kirchen nicht zu sehr mit dem Parallelismus der direkten Heidenmissionsarbeit beider Instanzen zu belasten. Man erklärte es für selbstverständlich, dass die jungen Kirchen die Christianisierung der sie umgebenden heidnischen Massen mit aller Energie in Angriff nehmen. Auf der anderen Seite betonten besonders die chinesischen Delegierten, dass ihre Kirchen sich nur behaupten könnten, wenn sie von dem Makel der Ausländerei gereinigt würden; nur wenn ihnen die sendenden Kirchen volle Freiheit der kirchlichen Verwaltung, aber auch der Gestaltung ihres Kirchenwesens nach allen Seiten gewährten, sei eine gesunde Entwicklung möglich. Die Gewährung dieser Selbständigkeit dürfe auch nicht an die allerdings noch auf Jahre hinaus notwendige Weitergewährung der finanziellen Zuschüsse und die Zusendung missionarischer Hilfskräfte gebunden werden.

Die Stellungnahme der Missionsinstanzen lässt sich in drei Gruppen teilen. Die Anglikaner und die bischöflichen Methodisten gehen nach ihrem Kirchenideal darauf aus, ökumenische Kirchen zu gründen, welche entweder — bei den Anglikanern — sich schliesslich zu autonomen Provinzen der gleichen anglikanischen Kirche ausgestalten oder — bei den bischöflichen Methodisten — integrierende Teile der Generalkonferenz werden. Hier kann also verhältnismässig früh der Begriff der Mission in dem der organisierten Kirche untergehen. In den voll entwickelten anglikanischen Missionen wie in Uganda und Fukien und auf den meisten Arbeitsfeldern der nördlichen und südlichen bischöflichen Methodistenkirche ist das bereits geschehen. Da handelt

es sich also nicht mehr um Mutter- und Tochter-Kirchen, sondern um Geschwister derselben Familie. Die Presbyterianer entwickeln auf den Missionsfeldern wie daheim eine starke kirchenaufbauende Kraft; es gilt in der Regel für selbstverständlich, dass Kirche und Mission sich parallel entwickeln und beide möglichst weitgehende Bewegungsfreiheit haben. Auf die genaue Bestimmung des verfassungsmässigen Verhältnisses beider Instanzen ist viel kirchenregimentliche Weisheit verwandt; ihr Abstand wird in der Regel schon dadurch gekennzeichnet, dass der Missionar nicht gleichzeitig volles Glied seiner Heimatkirche und der Missionskirche sein kann. Wieder anders liegt es bei der grossen Zahl von Missionen, und zu ihnen gehören fast alle kontinentalen, die auf ihren Arbeitsfeldern autonome, von den Heimatkirchen gelöste Tochterkirchen gründen wollen.

Bei den Besprechungen war es nun für uns Kontinentale eine Überraschung, zu beobachten, mit welchem Ernst man allerseits bemüht war, über die alte formale amerikanische Bestimmung von sich selbst erhaltenden, regierenden und ausbreitenden Kirchen hinaus zu kommen. Man erwog sogar einen Augenblick, ob man nicht im Englischen unseren deutschen Ausdruck „Volkskirche“ als Fremdwort beibehalten könne; man zog dann aber doch die wenigstens leidlich zutreffende Übersetzung „indigenous church“ vor. Was ist nun das Geheimnis einer lebendigen Volkskirche? „Eine tief durch Jesus Christus in Gott wurzelnde Kirche, ein integrierender Teil der allgemeinen Kirche, gilt als Volkskirche: *a)* wenn ihre Deutung Christi und ihre Ausprägung im Gottesdienst und sonstigem christlichen Dienst, in Kunst und Architektur die wertvolle Eigenart des Volkes enthält und mit dem Erbe der Kirche aller Zeiten und Völker verbindet; *b)* wenn in ihr der Geist Jesu Christi alle Gebiete des Lebens durchdringt und alle Gaben und Kräfte der Männer wie der Frauen in Dienst nimmt; *c)* wenn sie an dem Leben ihres Volkes wirklich teilnimmt; *d)* wenn sie demnach zur Lösung der das Volk bewegenden Fragen tapfer und teilnahmsvoll ihren Beitrag leistet. Die Pflege solcher Volkskirchen hängt ab von dem Aufbau ihres geistlichen Lebens in Gemeinschaft mit Gott im Gebet, in kirchlichem Gottesdienst und häuslicher Andacht, von gründlicher Kenntnis der Bibel in der Muttersprache, von christlicher Haushaltsgesinnung, von einheimischen Führern, Männern und Frauen,

die andere an ihrer religiösen Erfahrung teilnehmen lassen, schliesslich von tapferem Zugreifen in Dienst und Selbstdarstellung. In einer solchen Volkskirche werden die Fragen der Kirchengzucht, der Kirchenordnung und des Unterhalts von selbst die ihnen zukommende Stellung finden.“ Das ist in der Tat eine Beschreibung einer Volkskirche, die auch den Beifall Gustav Warnecks gefunden hätte. Damit stellte man den jungen Kirchen ein hohes Ideal vor Augen und gab ihm einen Massstab, um ihren derzeitigen Lebensstand richtig einzuschätzen.

Allein nun ergab sich in den weiteren Besprechungen eine Schwierigkeit. Einerseits stellten die empirischen Kirchen, besonders in China, eine lange Reihe bestimmter Forderungen, die sie für ihre Lebensnotwendigkeit erklärten. Andererseits glaubten die sendenden Kirchen angesichts der offenkundigen Mängel der jungen Kirchen so weit gehende Rechte noch nicht gewähren zu dürfen. Konnte man den jungen Kirchen das Recht geben, von sich aus Anforderungen um Missionare verschiedener und hochgespannter Eignung zu stellen, und konnte man diesen zumuten, sich unter die chinesische Kirchenleitung zu stellen und von ihr Weisungen entgegen zu nehmen? Können die Missionen die grossen, mit erheblichen Geldmitteln aufgebauten Institute wie Colleges, Hospitäler und Verlagsanstalten entschädigungslos an die jungen Kirchen abgeben und sich dabei noch verpflichten, sowohl die Gehälter der Missionare wie die bisherigen Zuschüsse zu diesen Anstalten weiter zu zahlen? Sind die jungen Kirchen imstande, aus ihrer Mitte die Präsidenten und Professoren, Chefärzte und Verleger zu stellen, um solche modernen Anstalten in angemessener Weise weiter zu führen? Wird sich überhaupt die einheimische Volkskirche denselben schwerfälligen Apparat zu eigen machen, welchen die europäischen und amerikanischen Missionen aufgebaut haben? Werden sie den Aufbau und die Pflege ihres geistlichen und kirchlichen Lebens nicht vielmehr in Formen vollziehen, die mehr den Überlieferungen und Empfindungen ihres Volkes angepasst sind? Lauter Fragen, die leichter gestellt als beantwortet sind, zumal obendrein die Verhältnisse in China, Indien, Afrika und anderen Ländern jedesmal sehr verschieden gelagert sind. Die Jerusalem-Konferenz musste sich deswegen einigermassen diplomatisch ausdrücken: „In vielen Ländern erleben die alten Kirchen in verschiedenen Entwicklungs-

stadien, dass die jungen Kirchen weniger als bisher von missionarischer Initiative, Leitung und Kontrolle abhängig sind . . . Auf einigen Feldern ist die Zeit schon gekommen, dass Mission und Missionare bereits der Kirche eingegliedert und untergeordnet sind. In andern Gebieten stehen Kirche und Mission noch selbständig in Arbeitsgemeinschaft nebeneinander; beide, Kirche und Mission, streben dann die Entwicklung der Volkskirche als ihr Ziel an.“

Sollten bei so verschieden gearteten Verhältnissen und so viel offenen Fragen allgemeine Regeln gegeben werden, so ging das kaum anders, als dass normale Verhältnisse zugrunde gelegt wurden, d. h. eine in gesunder Entwicklung befindliche Volkskirche einerseits und eine zur Euthanasia willige Heimatkirche andererseits. Leitsatz ist dabei Arbeitsgemeinschaft: partnership, zur gemeinsamen Inangriffnahme überwältigend grosser Aufgaben. Wir führen nur einige Abschnitte der „Erklärung“ in vollem Wortlaute an, weil sie uns zugleich einen Einblick in die vorliegenden Schwierigkeiten gewähren:

„Hochschulen, ärztliche, industrielle Anstalten, Verläge und andere Arbeitszweige, welche für das Leben und den Dienst der Kirchen unentbehrlich sind, sollen ihnen angegliedert werden, um sie zur Übernahme der Fürsorge und Kontrolle zu ermutigen. Einige dieser Institute werden notwendig in solchem Massstabe betrieben, dass es für die jungen Kirchen ausserordentlich schwer ist, bald die volle finanzielle Verantwortung zu übernehmen, so dass sie noch der fortgesetzten Unterstützung der alten Kirchen bedürfen. Um indessen die jungen Kirchen bald instand zu setzen, diese Institute zu übernehmen, sollten alle grösseren Verwaltungsfragen, zumal betreffs der Zukunft, mit den Vertretern der alten Kirchen besprochen werden.

„Die Idee der Volkskirche, wie wir sie oben darlegten, bedingt, dass die jungen Kirchen zu einer wirklichen Einsicht ihrer tiefsten Aufgaben und dringendsten Bedürfnisse, ihrer Schwierigkeiten und Anforderungen kommen Wenn ihr Leben frisch und kraftvoll pulsiert, werden in ihrer Mitte Männer und Frauen sich zeigen, die Führer zur Entwicklung einer ihrer Verantwortung bewussten Kirche werden können. So findet Gott seine Propheten und Lehrer. Die Erfahrung der älteren Kirchen lehrt, dass eine Berufsschulung für den religiösen

Dienst wertvoll, vielleicht wesentlich ist. Sie zeigt auch, dass nichts leichter ist, als eine hohe Begeisterung zu dämpfen, frische Initiative zu knicken und die Anpassungsfähigkeit an Lebenslagen zu mindern. Jede Führerschaft von Männern und Frauen muss, wenn sie eine Kraft werden will, frei, unabhängig und zielbewusst sein.

„Diese Erklärung würde einen empfindlichen Mangel leiden, wiesen wir nicht noch auf den mit wachsendem Nachdruck geltend gemachten Wunsch der jungen Kirchen hin, die verwirrende Mannigfaltigkeit der Missionen auszumerzen und den durch die grosse Zahl der Denominationen dem christlichen Namen anhaftenden Makel zu beseitigen, besonders wo verschiedene Missionsinstanzen in demselben Lande in unlauterem Wettbewerb stehen.“

Wertvoll war besonders noch der Hinweis, dass die jungen Kirchen bereits in der Lage sind, den alten Kirchen manche wichtigen Dienste zu leisten. Wenn durch die auf amerikanischen Colleges und Universitäten weilenden fernöstlichen Studenten so oft der Missionsgeist der jungen Amerikaner erstickt wird, könnten beredte und der englischen Sprache mächtige orientalische Christen viel tun, um bei den Studenten den Missionssinn zu pflegen. Es können auch geistgesalbte indische oder chinesische Christen wie der Sadhu Sundar Singh den alten Kirchen wertvolle geistliche Gaben geben. Immer wieder wurde von den berufenen Missionspflegern der alten Kirchen an die anwesenden Vertreter der jungen Kirchen der Appell gerichtet, sie sollten laut und nachdrücklich um mehr Missionare von Amerika und Europa bitten. Es war eine der seltsamen Enttäuschungen, dass diese Aufrufe nur ein schwaches Echo fanden.

Williamstown führte auch an diesem Punkte die Verhandlungen weiter. Es war schon in Jerusalem bestimmt zu erwarten, dass eine rückläufige Bewegung einsetzen werde. Wir standen in ihr in Williamstown: Der noch auf absehbare Zeit unentbehrliche Dienst der Mission, der Bedarf vieler Missionare — erheblich mehr als bisher im Dienst stehen —, angemessene Arbeitsbedingungen für sie in oder neben den Kirchen, vor allem eine geistliche Neuordnung der finanziellen Abhängigkeit der jungen Kirchen von den alten — das waren einige von den verwickelten Fragenkomplexen, die wir in Williamstown meist

im Ringen um jeden Zollbreit von Zugeständnissen in vielstündigen Kommissionssitzungen durchzuarbeiten hatten. Das Problem „junge und alte Kirchen“ ist eben ein viel zu weit-schichtiges und vielgestaltiges, um auf so einfache Formeln gebracht zu werden, wie sie in Jerusalem angenommen sind. Das Problem hat noch eine andere Seite, und wir freuten uns, dass sie von den Vertretern der jungen Kirchen so klar gesehen wurde: Letztere sind in der Gefahr, geistliche und wirtschaftliche Selbstversorger zu werden, das heisst, sich auf ihre engeren kirchlichen Belange zurückzuziehen und die heidnischen Massen umher aus den Augen zu verlieren; sie vergessen aber, wie so oft unsere Heimatkirchen, dass die Kirche ihrem Wesen nach nur das Werkzeug Gottes ist, um sein Reich in der Menschheit zu bauen, das heisst, dass die Mission ihr Wesenszweck ist. Von China wie von Japan wurden uns umfassende Pläne unterbreitet, um die eingeborenen Kirchen zu einer grossen Vorwärtsbewegung aufzurufen, in China, um möglichst im Verlauf des nächsten Lustrums die Zahl der Christen zu verdoppeln, in Japan, um die christlichen Kirchen aus ihrer gegenwärtigen sektenhaften Minoritätenstellung zu einer entscheidenden Position im nationalen Leben zu führen. Dass für diese gross angelegten Pläne die Hilfe der sendenden Christenheit aufgerufen wurde, war nur recht und billig; aber es kann nicht zweifelhaft sein, dass weitaus die Hauptarbeit von der chinesischen und japanischen Christenheit geleistet werden muss.

Die religiöse Erziehung war von dem vorbereitenden Ausschuss wohl in erster Linie deshalb an hervorragender Stelle auf die Tagesordnung gesetzt, weil die Missionsschulen im allgemeinen und wohl noch mehr der Religionsunterricht im besonderen durchaus nicht immer auf der Höhe moderner pädagogischer Erfahrung stehen. Dieser Aufgabe, die Mitglieder der Konferenz mit den Fortschritten der allgemeinen und der religiösen Pädagogik bekannt zu machen, dienten denn auch in erster Linie die uns zur Vorbereitung übersandten Schriftstücke. Trotzdem schien es uns zweifelhaft, ob die Einstellung der Konferenz auf solche mehr technische Fragen ratsam sei. Wir schlugen vielmehr vor, dass dafür eine eigene schultechnische Konferenz berufen werde, in welcher die Praktiker des Missionsschulwesens und die Theoretiker der Heimat sich gegenseitig anregen und befruchten könnten. Zwei grosse Fragen

schiene uns einer eingehenden Behandlung dringend zu bedürfen. Die Stellung der Missionsschulen zu den Regierungen und zu den Regierungsschulsystemen schien uns eine neue und eindringende Überlegung zu erfordern. Die Zeit ist anscheinend in allen Ländern vorbei, wo die Missionen nach ihren Plänen und Grundsätzen Schulsysteme aufbauen konnten, ohne dass die Landesregierungen darein redeten. Diese haben lange eingesehen, welche ungeheure Macht und welchen massgebenden Einfluss sie sich durch die Schulen sichern können. Schulhoheit gilt in den meisten Ländern als eines der wichtigsten Stücke der Staatshoheit. In manchen Ländern ist es bereits ein unstrittener Punkt, ob neben den Staatsschulen überhaupt noch Schulen geduldet werden, besonders wenn sie von Ausländern und von Vertretern einer landesfremden Religion zu dem Zwecke eingerichtet werden, für diese Religion zu werben. Die neuere Schulgesetzgebung in China, Persien und der Türkei gibt zu ernstest Besorgnissen Anlass; über die neuesten Vorgänge in diesen Ländern betreffs der Schulen wurde denn auch in grösseren oder kleineren Kreisen berichtet. Eine andere grosse Frage schien uns dahinter aufzutauchen. Eine der grössten Leistungen der christlichen Kirche in ihrer 1900jährigen Geschichte ist die Erziehung der Völker Mittel- und Nordeuropas zu der ihnen von der göttlichen Vorsehung zugedachten Stellung als Herrenvölker der Erde. Gewiss wird man an den von der mittelalterlichen Kirche angewandten Methoden manche Kritik üben; aber, aufs Ganze gesehen, ist das Ergebnis bei den germanischen und slawischen Völkern kein unbefriedigendes gewesen, besonders wenn man es mit den Völkererziehungserfolgen des Buddhismus und des Islam vergleicht. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Man wird letztlich den Wert der protestantischen Weltmission nach ihren Leistungen in der Erziehung der Völker beurteilen, die heute ihrer Obhut anvertraut sind. Welche Wege zu einer solchen Völkererziehung grossen Stils einzuschlagen sind, ist gewiss eine des ernstesten Nachdenkens werthe Aufgabe.

Die Verhandlung über diese Frage schlug einen anderen Weg ein, kam aber dem von uns gewünschten Ziel schliesslich erfreulich nahe. Sie rang unter der Führung von Männern wie den amerikanischen Professoren Hocking und Weigle, dem englischen Canon Raven von Liverpool und unserm Schulrat

Eberhard darum, ein allseitig anerkanntes Ideal evangelischer Erzieherweisheit aufzustellen. Sie fand es gemäss der wiederholt betonten christozentrischen Einstellung der ganzen Konferenz in den von der Praxis Jesu abzuleitenden Grundsätzen. Sicher hat Jesus einen einzigartigen pädagogischen Erfolg erzielt, wenn er aus ungebildeten Fischern und Handwerkern in wenigen Jahren Männer heranbildete, welche die Führer der Menschheit auf dem Wege zum Reiche Gottes geworden sind. Besonders Canon Raven führte in beredten Worten aus, wie Jesus nicht damit anfang, die Anschauungen, in denen seine Jünger aufgewachsen waren, anzugreifen, sondern eine neue Atmosphäre schuf, so wie für Kinder vor allem die Atmosphäre entscheidend ist, in welcher sie aufwachsen; wie Jesus sie dann durch eine eigentümliche Lehrmethode, die ihr Anschauungsmaterial aus dem Gesichtskreise der Jünger nahm, die Gleichnisse, in die Geheimnisse des Reiches Gottes einführte, und wie er sie dann von dem Glauben an seine Sendung durch Kreuzestod und Auferstehung zum Beruf ihrer eigenen Sendung an die Menschheit emporführte. Eine solche Charakterbildung ist Erziehung im Vollsinn. „In Jesus Christus haben wir das Beispiel eines vollkommenen und harmonischen menschlichen Lebens, das zugleich schöpferisch und allgemeingültig ist; in seinem Ideal des Reiches Gottes den Ausdruck einer vollkommenen menschlichen Gesellschaft; in seinem Evangelium das Mittel, die Menschheit einzeln und insgesamt umzugestalten. Wir leugnen nicht die wirklichen Wertelemente in anderen Religionsystemen, aber wir sind überzeugt, dass das Christentum, recht verstanden und recht gelebt, einzigartig ist. In einer Welt, der der Untergang droht, wenn nicht das Übergewicht der sittlichen und geistlichen Kräfte über die materiellen hergestellt werden kann, dürfen diejenigen, welche die Verantwortung für das Schulwesen haben, den erprobten Wert der christlichen Religion nicht vernachlässigen.“

Von diesem christlichen Erziehungsideale ergeben sich nun die Folgerungen nach allen Seiten von selbst. Es ist eine unverantwortliche Torheit, wenn Regierungen in diesem Sinne geleitete christliche Schulen verbieten oder ihre Weiterführung unmöglich machen wollen. „Ein Monopol der Erziehung in den Händen des Staates ist nach unserem Urteil unerwünscht.“ Solche christliche Erziehung ist aber nicht auf die wenigen

Schuljahre beschränkt. Sie umfasst das Leben. Die Kirche hat bisher bei ihrer Erziehung viel zu sehr nur an die Kinderjahre bis zur Konfirmation gedacht. Es ist besonders in den Heidenländern, wo die jungen Kirchen aus einem Abgrund von Unwissenheit, Zuchtlosigkeit und Aberglauben auftauchen, eine grosse und dringende Pflicht, auch die Erziehung der Erwachsenen in christlichem Geist im Auge zu behalten. Solche christliche Erziehung lässt sich auch nicht wie ein Katechismus anlernen; man muss die Gesetze des geistlichen Wachstums bei dem Kinde, dem Jüngling, dem Mann studieren, um den christlichen Geist wachstümlich einzupflanzen.

Die Denkschrift der Jerusalem-Konferenz unterzieht sich der Mühe, die Durchführung eines solchen Erziehungsprogramms durch alle Formen und Phasen der niederen und höheren Schulen, des Heims und der Familie, der Kirche als einer Anstalt christlicher Charakterbildung, der Möglichkeiten und Methoden einer Erziehung der bildungslosen Erwachsenen, der damit verknüpften sozialen Probleme, der Heranbildung der Lehrer, der Aufsicht über alle Zweige des Erziehungswesens und der Schulung der Missionare selbst kurz zu skizzieren. Alle diese Einzelausführungen bekommen ihren Wert von der zentralen Position eines christozentrischen Erziehungsprogramms. Die Losung ist mithin: Solange die Mission auch unter schwierigen Verhältnissen in der Lage ist, eine solche christozentrische Erziehung durchzuführen, hat sie ein inneres Recht, ihr Schulwesen aufrecht zu erhalten, selbst wenn ihr etwa ein pflichtmässiger Religionsunterricht innerhalb der Schulstunden verboten sein sollte. Die Mission aber muss sich immer von neuem prüfen, ob sie eine solche christozentrische Erziehung nicht nur in der Schule, sondern in der gesamten Bildung und Auf-erbauung des kirchlichen Lebens anstrebt. Wesentlich daran hängt ihr religiöser Wert.

Auch in diesem Punkte führte Williamstown einige wichtige Schritte weiter. Besonders brennend sind die Schulprobleme zurzeit in Afrika. Bisher haben dort Jahrhunderte lang die Kolonialmächte um das Schulwesen sich wenig gekümmert. Was davon in Afrika für die Eingeborenen aufgebaut ist, haben die Missionen, protestantische und katholische, geleistet. Neuerdings haben die Kolonialregierungen eingesehen, dass die Schulen geradezu der Schlüssel der Eingeborenen-Probleme sind. Sie sind

emsig daran, koloniale Schulsysteme aufzubauen, freilich nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten und Zielen. Die Missionen sehen sich damit einem Wettbewerb gegenüber, dessen Vertreter sie vermöge ihrer weitreichenden Macht und ihrer viel grösseren Geldmittel beiseite schieben oder ihr Werk empfindlich hindern können. Die Konferenz nahm darum mit Freuden davon Kenntnis, dass das Sekretariat in London eine sorgfältige Zusammenstellung der Schulordnungen und sonstigen wichtigen Schulerlasse in den einzelnen afrikanischen Kolonialgebieten vorbereitet. Sie beauftragte ihren erfahrenen Sekretär, Dr. Oldham, während der nächsten Jahre diesen und ähnlichen afrikanischen Fragen seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wurde ihr ein erster Entwurf eines Leitfadens für die religiöse Unterweisung der Neger aus der Feder des Missionars Dougall in Kenia vorgelegt, der zur eingehenden Prüfung empfohlen wurde. Und es wurde beschlossen, um den dringenden Bedarf nach christlicher und Schulbuch-Literatur wenigstens in den Hauptsprachen Afrikas herzustellen, ein afrikanisches Literatur-Bureau in London mit einer hauptamtlichen Sekretärin einzurichten.

Die Fragen der Pflege des Landlebens waren wohl hauptsächlich auf die Tagesordnung gesetzt, weil dafür zurzeit in Nordamerika ein besonders lebhaftes Interesse vorhanden ist. Die davon handelnden Schriftstücke, die zum Teil das Ergebnis eigener Studienreisen in Korea und Indien sind, enthalten in der Tat eine Fülle wertvollsten Materials, und Amerikaner, welche die Missionsfragen in erster Linie vom „sozialen Evangelium“ aus ansehen, werden daran ihre besondere Freude haben. Wir Deutsche finden, dass die Einzelfragen, die uns auf unsern Missionsfeldern beschäftigen, nicht genügend gründlich behandelt sind; z. B. wie kann man Länder und Völker dagegen schützen, dass ihnen aus weltwirtschaftlichen Erwägungen Kulturen aufgedrängt werden, die ihren wahren Interessen zuwider sind, z. B. Opium? Wie können die doch fast ausschliesslich auf dem Lande wohnenden Parias, die durch Massenbewegungen in die christliche Kirche geschwemmt werden, nach allen Seiten kulturell auf die Höhe eines christlichen Lebens gehoben werden? Wie können die Schulen verhindern, dass Landkinder, etwa aus dem afrikanischen Busch, nicht dem Landleben entfremdet werden? Wie kann man in Afrika bei dem Einfluten der abendländischen Kultur eine

bodenständige Bauernbevölkerung erhalten und ihr eigenartiges soziales Leben mit der starken Bindung an Familie, Sippe und Stamm erhalten? Wie kann besonders in Afrika die erschreckliche Kindersterblichkeit herabgedrückt werden? Wie können überhaupt gesündere Verhältnisse der Wohnung, Nahrung und Kleidung beschafft werden? Wie kann man die Missionare bewegen, dass sie ihre Wohnung inmitten der ländlichen Bezirke, fern von den Städten und den grossen Verkehrsstrassen nehmen, wie das ja die kontinentalen Missionen vielfach schon in vorbildlicher Weise getan haben?

Reibungsvoller waren die Rassenfragen, verständlich auf einer Konferenz, wo die Vertreter der verschiedensten Rassen miteinander tagten. Aber die darüber vorgelegte Denkschrift brachte ausser den allgemein anerkannten christlichen Grundsätzen kaum viel Neues¹⁾. Interessant war, dass zwei Absätze ziemlich heiss umstritten, aber doch schliesslich angenommen wurden: Der erste bezieht sich auf die Einwanderung in Gebiete, die eine sehr viel grössere Bevölkerung ernähren können, als sie jetzt haben, wie die Vereinigten Staaten und Canada: „Es ist wünschenswert, dass solche Länder nicht nur auf ihre eigene wirtschaftliche Lage Rücksicht nehmen, sondern auch auf diejenige anderer Länder und dass sie nicht der Versuchung erliegen, kurzsichtige Massnahmen zu ergreifen, welche eine angemessene Verteilung der Bevölkerung im Gesamtinteresse der Menschheit verhindern.“ Die andere Stelle bezieht sich auf Vorrechte, welche Herrenvölker in Gebieten in Anspruch nehmen, wo sie sie vermöge ihrer Macht oder ihres Reichtums durchsetzen können. „Der Internationale Missions-Rat hofft auf die Zeit, wo solche etwa noch vorhandenen Zustände nicht nur dem Urteil eines Volkes oder einer Gruppe von Völkern unterliegen, sondern dem Urteil eines nach dem Massstabe einer universalen Gerechtigkeit gebildeten Weltgewissens.“

¹⁾ „Schwierigkeiten, die dadurch entstehen, dass zwei oder mehr Völker verschiedener Farben oder Rassen nebeneinander wohnen, können gemildert werden, wenn betreffs des Zutritts zu allen Berufen und Ämtern möglichste Gleichheit herrscht; wenn alle volle Bewegungsfreiheit haben und ihre Bürgerrechte uneingeschränkt ausüben können, vorausgesetzt überall eine Gesetzgebung, die ohne Unterschied der Rasse und Farbe die Aufrechterhaltung des sozialen und wirtschaftlichen Milieus des Landes im ganzen sicherstellt. Vor dem bürgerlichen und dem Strafgesetz sind alle Bürger gleich.“

Tapfer dagegen ist die Denkschrift über die Gefahren einer überschnellen Industrialisierung Asiens und Afrikas. Von den dadurch in den asiatischen Grossstädten und in Minenzentren wie Johannesburg geschaffenen Zuständen wurden schriftlich und mündlich erschütternde Bilder entworfen. Hier ging man mit den Ländern und Kreisen scharf ins Gericht, welche vermöge ihres ungeheuren Reichtums riesige Kapitalien in unentwickelten oder durch den Weltkrieg in Abhängigkeit geratenen Ländern investieren und dann diese Länder nach ihren finanziellen Bedürfnissen regieren oder regieren lassen. „Wir bekennen mit Scham und Bedauern, dass die Kirchen aller Orten und auch die Missionen, aus einer wirtschaftlichen Ordnung kommen, die fast ausschliesslich vom Profitgedanken beherrscht ist, dass sie in Folge davon kein genügend lebhaftes Empfinden dafür gehabt haben, dass sie die Nöte im Gefolge der überhandnehmenden Industrialisation hätten merklich mildern können. Wir glauben, dass dieser Mangel ein wirkliches Hindernis, vielleicht das allerschwerste für die Weltmission ist . . . Wenn grosse Kapitalien in unentwickelten Ländern investiert werden, um ihre natürlichen Hilfsquellen zu entwickeln, sollen die Eingeborenen geschützt und ihnen ein angemessener Anteil an den Schätzen ihres Landes gesichert werden. Jedenfalls sollten solche ungehobenen Schätze nicht als Privatdomäne einer eigennützigen Erwerbsgesellschaft, sondern als Hilfsquellen zum Dienst für die Welt im ganzen behandelt werden. Wirtschaftlich minder entwickelte Völker sollen gegen wirtschaftliche und soziale Ausbeutung durch ihre Regierungen geschützt werden. Die wirtschaftliche Expansion einzelner Völker darf auch nicht zu Reibungen mit anderen führen. Internationale Anleihen sollten nur unter Billigung einer anerkannten internationalen Autorität, etwa nach Art eines erweiterten Haager Schiedsgerichtshofes aufgelegt werden. Nach Möglichkeit sollten die wirtschaftlichen Hilfsquellen rückständiger Länder nur in Anlagen zum öffentlichen Wohle verwandt werden. Man solle auch die Erschliessung solcher Länder nicht so überstürzen, dass dadurch die Wohlfahrt der Eingeborenen in Frage gestellt oder ihre guten sozialen Einrichtungen untergraben werden. Grund und Boden soll an Ausländer nur mit gebührender Rücksicht auf die Rechte der Eingeborenen veräussert werden. Zwangsarbeit soll nur in Fällen unvorher-

gesehener, dringender Nöte zulässig sein. Arbeitskontrakte sollen den Kulis voll verständlich gemacht und von ihnen nur freiwillig abgeschlossen werden, und es soll streng über ihrer Innehaltung gewacht werden.“

Ein so ausführliches und eindringendes soziales Programm konnte die Jerusalem-Konferenz nur unter kompetentester Beratung von Fachmännern wie Dr. Grimshaw vom Internationalen Arbeitsamt in Genf aufstellen. Es hat aber auch nur Zweck, wenn der Internationale Missions-Rat diesem Aufgabenkreis insbesondere seine Aufmerksamkeit zuwenden will. Der Rat sollte deshalb an die angeschlossenen nationalen Ausschüsse die Anregung oder den Antrag weitergeben, dass in Genf in Verbindung mit den dort bereits bestehenden Forschungsinstituten für soziale und industrielle Fragen auch ein Missionsforschungsinstitut mit einem gleichen Aufgabenkreis, speziell für die Missionsfelder gegründet werde. Dr. Grimshaw und seine Freunde legten grossen Wert auf ein solches Missionsinstitut; denn alle jene Grundsätze und Forderungen seien formell bereits durch Konferenzen des internationalen Arbeitsamtes anerkannt. Aber dies Amt habe an sich keine Möglichkeit, sie in die Tat umzusetzen. Es wurde darauf angewiesen, dass aktive Instanzen wie der Internationale Missions-Rat eine öffentliche Meinung schaffen und die erforderlichen gesetzgeberischen Massnahmen in die Wege leiten.

Williamstown führte diese Anregungen weiter. Es beschloss unter gewissen Vorbehalten die Begründung des vorgeschlagenen sozialen Instituts in Genf. Leider ist durch den plötzlichen Tod Dr. Grimshaws, auf dessen Mitarbeit man in erster Linie gerechnet hatte, eine Verzögerung in der Durchführung dieses Planes eingetreten.

Wenn die Zeichen nicht täuschen, ist die Weltmission in ein neues Stadium eingetreten.

Bisher standen die sendenden Länder und die Missionsfelder im Verhältnis des Gebens und Nehmens; jetzt sind sie in das der Arbeitsgemeinschaft auf dem Grunde der Gleichberechtigung eingetreten. Unter diesen Verhältnissen sind prophetische Geister erforderlich, die mit sittlichem Ernst, aber auch mit dem Feuer des Geistes Gottes vorwärts in unbekannte Gebiete führen könnten. Das ist in der Tat der Eindruck dieser beiden grossen Konferenzen: Wir sind dankbar, dass in der „Botschaft“

ein Banner aufgerichtet ist, um das sich alle Fähnlein des Missionsheeres scharen können; aber wie diese Botschaft wirksam an die nichtchristlichen Religionssysteme ausgerichtet wird, bleibt eine offene Frage. Wir haben grundsätzlich den jungen Missionskirchen volle Autonomie zugesichert; welchen Gebrauch sie davon machen, muss die Zukunft lehren. Wir haben ein hohes Ideal christozentrischer Erziehung aufgestellt, wie weit es sich im Ringen mit den anders orientierten Landesschulsystemen durchsetzen lässt, und wie weit die Missionen selbst theoretisch und praktisch hineinwachsen, davon wird die Entwicklung des Missionsschulwesens abhängen. Wir haben über die Pflege des Landlebens, das friedliche Zusammenwirken der Rassen und die Milderung der Gefahren der Industrialisierung volltönende Programme aufgestellt. Jerusalem und Williamstown waren ein neuer Anfang. Die Zukunft der Weltmission wird zu einem grossen Teil davon abhängen, ob der Fortgang diesem Anfang entspricht.

Berlin.

Professor D. JULIUS RICHTER.
